



## **Der Mensch in der Berufssarbeit**

**Blume, Wilhelm**

**Berlin [u.a.], 1951**

Blume, Wilhelm Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem  
Entwicklungstag seiner Gründerin

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

Setz ich mich ans Rädelein hin,  
will mein Fädlein drehen,  
steht ein bucklicht Männlein da,  
läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh ich in mein Kämmerlein,  
will mein Bettlein machen,  
steht ein bucklicht Männlein da,  
fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knei,  
will ein bißlein beten,  
steht ein bucklicht Männlein da,  
fängt als an zu reden:

Liebes Kindlein, ach ich bitt,  
bet fürs bucklicht Männlein mit!

Volkslied

### Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin

Die älteste Tochter des Pfarrers Breymann in Mahlum, einem braunschweigischen Dorfe, schien sich hier nach Beendigung ihrer Schulzeit zu ganz etwas anderem zu entwickeln, als die Mutter ihr vorlebte. Der Vater zumal suchte bei Henriette die Tugenden vergebens, die er an seiner Frau so hoch schätzte: den Gleichmut des Temperaments, die Sorgfalt und Treue im Kleinen, die Tüchtigkeit in allen häuslichen Dingen. Gerade an ihnen vermochte die Tochter kein Interesse zu finden; die täglich wiederkehrenden Pflichten des Haushalts vernachlässigte sie; und da die Mutter sie lieber selbst erledigte als die von Kindheit an leicht kränkelnde Tochter zu zwingen, brachte sie der Vater nach zwei Jahren in die Familie des Onkels Fritz nach Sachsen, in dessen großer ländlicher Wirtschaft sie kräftig im Hause zugreifen lernen sollte.

Hier nahm man bewußt weniger Rücksicht auf ihre Gesundheit, es wartete ihr niemand auf, sie mußte andere bedienen, wobei ihr nach eigenem Bekennen mancher Seufzer entschlüpft ist, denn sie ließ sich nicht gern etwas sagen. Sie bemühte sich zwar, der Hausordnung und den Arbeitsansprüchen zu genügen; aber es blieb im besten Fall doch spielerisch. „Oh, ich bin einmal glücklich heut

abend, ich habe eine Kuh bis auf ein Tassenköpfchen voll ausgemolken", liest man im Reichenbacher Tagebuch. So kehrte sie zwar mit roten Wangen, blühend und auch mit einem Herzen voll guter Vorsätze nach einem Jahr ins Vaterhaus zurück, aber Wesentliches war nicht geändert. Zwar das Kochen machte ihr jetzt Freude, weil sie besser als die anderen dem Essen Wohlgeschmack zu geben verstand und dies ihre Eitelkeit nährte; sollte sie jedoch Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, einen rußigen Topf reinigen, dann hatte ihre Umgebung den Genuß einer Komödie, wobei das Mienenspiel die Hauptsache war. Die Mutter fühlte allmählich heraus, worin diese Unlust begründet sein könne. Sie wußte, daß ihre Tochter mißmutig war bei allem Tun, bei dem sie sich nichts denken konnte; und da sie selbst sich nicht in der Lage sah, ihr den tieferen Hintergrund der ihr selbstverständlichen Hausfrauenpflichten zu erschließen, schlug sie Henriette vor, es bei einem anderen Onkel Fritz zu versuchen, der in Keilhau in Thüringen in einer Art Landerziehungsheim seiner neuen Idee der Kindererziehung und Frauenbildung lebte.

Friedrich Fröbel, der Gründer der Anstalt, hatte vor Jahren bei einem Besuch in Mahlum die Mutter als „liebe Muhme“ begrüßt; Klein-Henriette hatte sich damals unter dem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Worte unbestimmte, verummerte Gestalten in faltenreichen, fließenden Gewändern vorgestellt, und diese Vorstellung geheimnisvollen Waltens war seitdem mit allem verbunden, was sie von dem Oheim und seinen vielfach angefeindeten Unternehmungen daheim gehört oder gelesen hatte. Jetzt, im wildbewegten Sommer 1848, standen sie sich im stillen Keilhau gegenüber.

„Ich kenne dich schon, mein Kind, aus euren Briefen“, und sein Blick ruhte lächelnd auf ihr, „habe Vertrauen zu mir!“ Und sie sagte dem greisen Oheim alles, konnte ihm alles sagen, was bisher zum Teil unbewußt ihr Herz in dem unruhigen Wechsel „zwischen schönem Schwärmer und jämmerlichem Tun“ bedrückt und ihr Wesen oft so unleidlich gemacht hatte. Als sie innerlich tief bewegt schwieg, schloß er sie in seine Arme. „Mein Kind, dein Geist ringt nach Klarheit, sucht seine Arbeit.“ Und er zeigte ihr, daß jedem seine Stelle auf Erden angewiesen ist, wenn er sie nur erkennen will. Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens. Denn plötzlich sah sie ein bestimmtes Ziel: sich ganz den Lehren des Oheim zu widmen, die Pflege der Kinderseele zu ihrem Beruf zu machen, einem Beruf, der ihr das Recht gibt, zu denken und sich vielseitig auszubilden, ihr auch ermöglicht, den Unterhalt selbst zu erwerben. Umgekehrt war auch Fröbel von diesem ersten Eindruck recht angetan. „Sie ist bestimmt eine von den Unsrigen“, äußerte er unmittelbar nach der Aussprache einer Mitarbeiterin gegenüber, „schon ihre Art, sich zu kleiden, drückt mir ihr Inneres aus.“ Sie trug zufällig an dem Tage ein blau und weiß gestreiftes Kleid, und blau war des Onkels Lieblingsfarbe. Die

Taille, blusenartig gemacht, schloß um den Hals mit einer Spitzenkrause und einer blauen Atlasschleife ab, so wie eine solche auch am Gürtel und in der Mitte der Taille angebracht war. In jeder dieser Schleifen steckte eine silberne Nadel mit einem Knopf in Würfelform, und diese hatte Fröbel besonders erfreut, denn der Würfel war ein Teil von Fröbels Symbolen für den Grundgedanken seiner Erziehung: die Vermittlung der Gegensätze. „Er stellt diese Idee bildlich dar in der zweiten Spielgabe für das Kind: Kugel, Walze und Würfel“, so setzte jene Mitarbeiterin erläuternd hinzu; der neuen Schülerin blieb dabei noch manches dunkel und geheimnisvoll, sie mußte an das Muhmenhafte ihrer kindlichen Vorstellung vom Oheim zurückdenken.

Einiges wurde ihr dann schon klarer auf der großen Erzieherversammlung, die im gleichen Sommer auf Einladung Fröbels im nahen Rudolstadt zusammenströmte. Dort wurden die neuen Spiele vorgeführt, und Henriette schrieb in ihrem Notizbuch nieder, was der Oheim dabei den Zuschauern erklärte. Am Beginn führte er ein kleines Mädchen mit seiner Mutter an einen Tisch, auf dem verschiedene der von ihm erfundenen Beschäftigungsmittel standen, mit denen alsbald das Kind ganz unbefangen baute. Und Henriette notierte: „Das Kind bildet sich nicht allein durch Lehren, sondern mehr durch Schaffen; der Tätigkeitstrieb ist der Trieb zu aller Entwicklung.“ Darauf führte Fröbel die Versammlung aus dem Familien- ins Gemeindeleben, indem er die größeren Kinder mit Gesang in den Saal ziehen und unter Leitung der von ihm ausgebildeten **Kindergärtnerinnen** spielen ließ. Dabei hielt unsere aufmerksame Hörerin folgende Gedanken fest: Die Bewegungsspiele sind ihm sehr wichtig als Symbol von Gedanken, die freilich die Kinder als solche noch nicht ganz bewußt fassen können. Zum Beispiel deutet er ein Kreisspiel, bei dem ein Kind in der Mitte steht, dahin, daß die größte Verschiedenheit sich einen kann, wenn sich alles auf einen Mittelpunkt bezieht. Durch solche sinnigen Darstellungen will er der Harmonie im Menschen den Weg bereiten. Durch sie werden die Grundtätigkeiten der Seele: Wille, Verstand und Gemüt angeregt und durch die Bewegung der Glieder, durch Lied und Rhythmus in die Tat umgesetzt. Aus eigener Erfahrung hat die Schülerin später bei Ausarbeitung dieser Bruchstücke hinzugesetzt: „Wie selten stehen in der Tat körperliche und geistige Tätigkeit im rechten Einklang, es neigt sich der Mensch meist ganz zu der einen oder anderen Seite. Wie höchst notwendig ist doch für die rechte Frau Vereinigung der häuslichen und geistigen Arbeit! Fröbels Spiele scheinen mir dazu gemacht, diesem Mangel Einhalt zu tun. Das Kind entdeckt allmählich in der passenden Bewegung oder Betätigung die praktische Ausführung einer Idee. So verschmelzen Körper und Geist zur Harmonie.“

Als in der Rudolstädter Debatte der Einwand gemacht wurde, woher die Frauen zu nehmen seien, welche imstande wären, solche Lehren zu verstehen und auszuführen, erwiderte Fröbel: „Als Napoleon tüchtige Generäle brauchte, fand er sie; so werde ich tüchtige Gärtnерinnen finden, wenn man mir nur Gärten gibt.“

Mit Stolz berichtete Henriette den Ihrigen in Mahlum, daß nach bewegter Diskussion schließlich doch folgende Resolution die Mehrheit gefunden habe: „Die deutschen Regierungen sollen ersucht werden, die Idee der Kindergärten in ernste Erwägung zu ziehen und mit Benutzung des reichen Fröbelschen Beschäftigungsstoffes die Gründung von Kindergärten sowie die Bildung von Kindergärtnerinnen — wo nötig auch durch Geldmittel — zu fördern.“ Das zweite große Erlebnis dieser Keilhauer Ausbildungszeit blieb die Gewißheit, daß die Männer dieses Kreises bereit und fähig waren, in der Frau den ebenbürtigen Menschen, die gleichberechtigte Mitarbeiterin zu sehen.

Fröbel selbst freilich ist in den folgenden Jahren von Staats wegen — namentlich in Preußen — keineswegs gefördert, sondern sogar in seinen Bestrebungen durch Verbote unterdrückt worden. Seine Schülerin Henriette Breymann aber hatte das Glück, das Gelernte und als richtig Erkannte im geräumigen Pfarrhaus zu Watzum am Elm, wohin der Vater inzwischen versetzt war, wenigstens im erweiterten Familienkreise zu verwirklichen. Ein 1854 geschriebener Entwurf des hier üblichen Tagesverlaufs hat sich erhalten: Im Sommer wird um 5 Uhr, im Winter um  $\frac{1}{2}$  Uhr gewedkt; in der helleren Jahreszeit werden zunächst die Arbeiten für die Lehrstunden gemacht, während sie im Winter nach dem Kaffee von 4 bis 6 Uhr verlegt werden. Um 7 Uhr wird das Frühstück eingenommen. Nachdem Tassen und Teller gespült sind, beginnt der Unterricht. Er hat den Zweck, die Lücken auszufüllen, welche etwa die Schulbildung gelassen hat, besonders aber die Mädchen für alles Große und Schöne empfänglich zu machen, eitles Schlagwortwissen zu verbannen, vielmehr zum selbständigen Denken und Verarbeiten des Gebotenen anzuleiten, damit, was sie aufnehmen, auch ihr eigen werde und so seine Wirkung auf das Leben selbst fruchtbar macht. — Von 10 Uhr an werden die Mädchen unter Anleitung der Mutter in das Hauswesen, besonders in die Küche eingeführt. Diese häuslichen Geschäfte werden in Gruppen verteilt, so daß jede von ihnen eine Küchen-, Tischdeck- und Stubenwoche durchmacht. — Am Nachmittag wechseln Spaziergänge, Spiele und Handarbeiten miteinander ab, beim Nähen wird öfter vorgelesen. Nach dem Abendessen wird gesungen, musiziert, Theater gespielt oder sonst etwas vorgenommen, das zur Unterhaltung und Freude dient. 10 Uhr ist die Zeit des Schlafengehens. „Unser Zusammenleben hat den Zweck im Auge,

die Mädchen zu befähigen und zu vervollkommen für ihren von der Natur gewiesenen Beruf: Pflegerin des Häuslichen, die leitende oder helfende Hand in der Sorge für der anderen leibliches und gemütliches Wohl, Erzieherin der Kleinen in der eigenen Familie oder der ihnen sonst anvertrauten Kinder zu sein. Wir möchten sie auch hinweisen auf das Elend und Unglück außerhalb eines glücklichen Familienkreises, damit wir uns nicht selbstsüchtig in demselben abschließen, sondern da draußen trösten und helfen nach unseren Kräften."

Bald wurde denn auch ein Kindergarten für die Dorfjugend von Watzum gegründet, wobei der feste Wille, das Gute zu tun, recht erfinderisch machte. Eine Nähsschule für die größeren Dorfkinder und eine Sonntagsschule für alle traten hinzu. Unter Leitung von Henriettens Schwester Marie wurde der Chorgesang besonders gepflegt; auch der Gottesdienst in der Dorfkirche erfuhr eine Bereicherung durch den Pensionschor. An besonderen Festtagen stellten sich viele Dorfbewohner, die sonst für kirchliche Vorgänge nicht empfänglich waren, beim Gottesdienst ein, „wo die Fräuleins wie die lieben Engelein singen“. — Im Winter wurde Henriettens geschickt fließende Feder oft in Anspruch genommen, um leichtere Theaterstücke dem Können der Zöglinge und den gegebenen Möglichkeiten anzupassen. Auch an Szenen aus den klassischen Dramen wagte man sich, wenn auch mit Zagen; denn diese Proben wurden von der Regisseurin sehr ernst genommen. Um ihren künstlerischen Ansprüchen zu genügen, mußte man durch ein Fegefeuer der Kritik in bezug auf Kleidung, Gebärde und Sprache gehen. Denselben hohen Maßstab legte sie an ihren eigenen Unterricht; sie möchte selbst gern bei einem tüchtigen Lehrer, der den Stoff vollkommen beherrschte, die Praxis studieren. „Oh, dieses Glück habe ich nicht genossen“, schrieb sie an ihren Bruder in seiner Universitätsstadt, „ist es etwa leicht, Karl, aus der Menge des Wissens das Rechte herauszufinden für unsere Mädchen von 14 bis 16 Jahren? Es ist mir noch immer nicht geeglückt, die verschiedenen Zweige zu einem Ganzen abzurunden, so daß eine Stunde der anderen diente, und das Gehörte Fleisch und Blut bei ihnen werden könnte.“ Trafen die Brüder in den Ferien in Watzum ein, mußte der angehende Mediziner die Elemente der Physiologie vortragen, der zur Schweigsamkeit neigende Bildhauer Modellierstunden geben und sein redseliger Studienfreund die kunsthistorischen Vorträge übernehmen, Karl, der Kandidat der Theologie, sie vertreten, wenn sie zur Abhaltung von Fröbelkursen ins Ausland nach Brüssel oder nach Genf gerufen wurde.

So war das kleine Unternehmen zu einer unerwarteten Blüte gediehen; mit 20 jungen Mädchen im Pfarrhaus und 12 erwachsenen Fröbelkursistinnen, die im Dorfe wohnten, war nun aber auch die äußerste Grenze erreicht, zumal auf die alternden Eltern mehr und mehr Rücksicht genommen werden mußte.

Der nächste Schritt auf dem Wege war die Verlegung der Anstalt auf ein 10 Morgen großes Grundstück in der Gärtner-, Beamten- und Schulstadt Wolfenbüttel; ein darauf stehendes Gärtnerwirtshaus wurde zum Wohn- und Schulhaus umgebaut. Eine Freundin traf die Vorsteherin in dieser Übergangszeit in Neu-Watzum, wie man das Institut pietätvoll nennen wollte, unter Schutt und Staub, von Tapetenmustern umgeben, vor einer großen Schüssel Bohnen sorgfältig an; auf der Fensterbank lag neben ihr Fröbels Buch über Menschenerziehung. An einige Sätze daraus, über die sie gerade nachgesonnen hatte, knüpfte sich eine klärende Unterhaltung. Das Einweihungsfest, in dessen Mittelpunkt lebende Bilder aus dem deutschen Frauenleben standen, bezeichneten Henriette und Marie als ihre Hochzeit; lange verlobt mit der Idee, waren sie nun mit ihr vermählt. Sie im neuen städtischen Wohnort zu verbreiten, wurde mit der Zeit der Sonntagnachmittag zu einem Empfangstag für interessierte Besucher, die in den Sommermonaten in dem großen, von Schülerinnen bearbeiteten und gepflegten Garten Platz nahmen, während im Winter die Flügeltüren des Mittelzimmers geöffnet wurden und so den Gästen ein heiterer Anblick der sonntäglich geputzten Jugend in den Lehrzimmern geboten wurde, die, wohnstubenhaft möbliert, die Flucht der Empfangsräume vergrößerte. Bei solchen Gelegenheiten war es selbstverständlich das Amt der jungen Mädchen, für Bewirtung und Unterhaltung der Besucher zu sorgen. Vorträge, die Henriette auf Wunsch in der Stadt über die Fröbelsche Erziehung hielt, führten 1866 zur Gründung eines Vereins für Erziehung, der mit Genehmigung des Hofmarschallamts im alten Welfenschloß einen Kindergarten für die Kinder der Stadt und eine Versuchsklasse für Schulanfänger unterhielt.

---

Je mehr das Interesse der Öffentlichkeit daran zunahm, je größer der Mitarbeiterkreis in den von Jahr zu Jahr wachsenden Schloßanstalten wurde, desto mehr drohten die ursprünglichen Absichten sich mit dem Üblichen zu vermischen und so Einheitlichkeit und Reinheit zu verlieren. Für manche bittere Enttäuschung jedoch wurde die Gründerin in den nächsten Jahren entschädigt durch den persönlichen und schriftlichen Verkehr mit einem der Vorstandsmitglieder jenes Vereins, einem ausgesprochenen Menschenfreund, der schon immer das Geschick der wirtschaftlich Schwächeren in gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern versucht hatte. Ein damals erschienenes Sammelwerk über das Armenwesen hatte auf den Freund praktischer Sozialpolitik Eindruck gemacht. Unter Anknüpfen an ein Gespräch am Vortage über die Veröffentlichung einiger von Henriette geschriebener Aufsätze schlägt er ihr vor, den engsten Kreis ihrer Gesinnungsfreunde zu einer ähnlichen Gemeinschaftsarbeit über Erziehung anzuregen; aufs tiefste beglückt antwortet sie: „Wie neu, wie wunderbar berührte es mich, daß einmal ein anderer Pläne überlegt zur

Verwirklichung von Ideen, die mein Leben ausmachen!" Man liest und durchdenkt gemeinsam und deshalb doppelt fruchtbar Schriften sozialpädagogischen Inhalts, etwa die von Pestalozzi; wer dessen Volksroman „Lienhard und Gertrud“ kennt, spürt sicher das Echo in den Briefsätzen: „Glauben Sie mir, wenn wir junge Mädchen dazu erziehen, mit wirklicher Liebe für die Kleinen, die nicht ihr eigen sind, zu arbeiten, so erwecken wir in ihnen das instinktive Gefühl der Mütterlichkeit.“ Klarer und klarer zeichnen sich in solchem Gedankenaustausch, der heute Hunderte von Druckseiten füllt, die Wege ab, auf denen die Frau, auch wenn sie nicht heiratet, „zur Mutter der menschlichen Gesellschaft“ zu werden vermag. Es scheint den beiden eine verpflichtende Zukunftsaufgabe zu sein, die einzelnen Tätigkeiten, die in dem natürlichen Beruf der Hausfrau und Mutter keimhaft beschlossen liegen, sach- und fachgerecht zu öffentlichen Berufen zu entwickeln, damit auch die ledig bleibenden Frauen in auskömmlichen und zugleich verantwortungsvollen Stellungen ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft finden können, sei es in der Jugendwohlfahrtspflege als Kindergärtnerin oder Hortnerin, sei es in der Gesundheitsfürsorge als Krankenpflegerin oder auch als Hauswirtschaftsleiterin. In einer von beiden gemeinsam verfaßten Broschüre ist der schöne Begriff vom Stand der Volkserzieherin geprägt worden! Als die zwei so an- und miteinander gereiften Menschen 1872 den Ehebund schlossen und nach der Berufung des Gatten — Karl Schrader — zum Leiter der Berlin-Anhalter Bahn in die Hauptstadt des neuen Kaiserreiches übersiedelten, nutzten sie die Möglichkeit, das, was in Keilhau, Watzum und Wolfenbüttel in kleinerem Maßstab Baustein um Baustein war, im Großen zu verwirklichen. Sie gründeten als Krönung dieses Lebenswerkes das Pestalozzi-Fröbel-Haus, das seitdem so vielen Mädchen und Frauen Ausbildung und Berufe gegeben hat und noch gibt. Der heutige gewaltig erweiterte Gebäudekomplex in Berlin W 30 liegt bezeichnender- und ehrenvollerweise in der Karl-Schrader-Straße!

Bearbeitet von Wilhelm Blume nach den von Mary J. Lyschinska in 2 Bänden herausgegebenen Briefen und Tagebüchern.

## Gemeindeschwester Olwen Davies

### Ein Erlebnis

Olwen Davies war erst zweiundzwanzig, als sie frisch vom Ausbildungskursus weg als Gemeindeschwester im Bezirk von Tregenny, einer in rauher Gebirgsgegend gelegenen Bergarbeiterstadt in Südwales, angestellt wurde. Ein unfreundliches, spärlich möbliertes Zimmer in der einzigen Straße war ihre Behausung. Die Einwohner lebten von der Welt abgeschlossen, waren vielfach untereinander versippt und zeigten der Fremden abweisende Mienen.